

Gertrud Fussenegger

Über die Menschenwürde

Anatomie eines Leitbilds

Zur Seligkeit erschaffen, dem Bilde Gottes gleich betrat der Erde König,
der Mensch sein neues Reich, mit Tugend ausgerüstet, vollkommen, ohne
Mängel an Würd' ein Herr der Schöpfung, an Tugenden ein Engel.

*Aus der „Oratio de dignitate hominis“ von Pico de Mirandola
(1463–1494)*

Der Mensch ist eine Sau.

Buchtitel der frühen 70er Jahre

Jedes Zeitalter hat sein spezifisches Angebot an Hoffnungen und Erwartungen, Werten und Leitbildern. Es projiziert eine Formel an den Himmel des allgemeinen Bewußtseins und versucht jeden Zeitgenossen auf diese Formel zu vereidigen. Die Formel kann gut und fundiert – oder minderwertig, zusammengeklüffelt und zusammengeflunkert sein. Sie kann sich als fruchtbar und dauerhaft erweisen oder, schnell entlarvt, in sich zusammensinken. Sie kann freilich sehr achtbar sein und trotzdem, in kurzer Zeit ad absurdum geführt, entwertet und entthront werden.

Dieses Schicksal der Entwertung und Entthronung erleidet, so scheint mir, im Augenblick und auf breiter Front die Leitformel der letzten Jahrzehnte, der Grundsatz der Menschenwürde.

Er war über dem geistig moralischen Feld der Nachkriegsjahre weltweit wirksam, Brennpunkt aller Hoffnungen, aller Erwartungen, Ziel der besten Bestrebungen, ein Gestirn von großer Leuchtkraft. Kein Wunder, denn soeben war ein Krieg zu Ende gegangen, der sich bösartiger als alle früheren Kriege als Angriff des Menschen gegen den Menschen und dessen Würde entpuppt hatte.

Fassungslos vor Entsetzen mußte man zur Kenntnis nehmen, wie weit die Mißachtung der Humanitas führen kann. Nun war der Angriff abgeschlagen, der Sieg war errungen. Die Menschenfeinde waren in einer beispiellosen Niederlage ausgelöscht oder dem Gericht der Sieger unterworfen worden. Die Weltgeschichte schien als moralische Anstalt wiederhergestellt: die gelegnete, geschmähte, in Millionen von Individuen zertretene Menschenwürde konnte aus dem Staub wieder aufgerichtet und als wahrer Sieger emporgehoben und wieder inthronisiert werden.

Auch das Volk, in dessen Namen so Fürchterliches geschehen war, zeigte sich erschüttert, versprach Umkehr und Besserung. Zum sichtbaren Zeichen dafür gab es sich eine Verfassung, deren erster Artikel die Menschenwürde zum zentralen Wert erklärt: „Die Menschenwürde ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist die Aufgabe jeder staatlichen Gewalt.“

So weit, so gut. Wer sollte dem nicht zustimmen? Wer wollte nicht hoffen, daß die gräßlichen Verstörungen und Verfinsterungen ein für allemal überwunden seien, wer sollte sich nicht freudig aufmachen, unter dem hellen, munter flatternden Wimpel dieses neuen (und durch Traditionen doch wohlfundierten) Leitsatzes in eine hellere Zukunft zu segeln?

Zu tun gab es genug. Die Aufgaben des Tages drängten zu einer bald hektisch aufgeheizten Betriebsamkeit. Der Wiederaufbau mobilisierte alle Kräfte und bremste jede Überlegung grundsätzlicher Fragen. So zeigte sich wenig Bedürfnis, dem Leitsatz und Grundsatz der eigenen Existenz mit begrifflichen Kategorien an den Leib zu rücken und etwa danach zu fragen, was er im Grund bedeute, aus welchem Wertsystem er etwa auszufiltern sei. Glaubte doch jeder deutlich genug zu wissen – oder zu fühlen, was es damit auf sich habe, daß man diesmal jedenfalls keiner Chimäre verfallen und keiner verderblichen Parole aufgesessen sei. Alle Parteien waren sich darin einig: hier hatte man endlich einen gemeinsamen, verbindlichen Wert entdeckt. Er konnte als gut federndes Sprungbrett dienen, von dem aus man weiter operieren konnte. Die Zeit drängte. Wer wollte sie damit vertrödeln, daß er ohnehin Einleuchtendes begrifflich ausleuchtete?

„Würde“ und „Menschenwürde“

Indessen ist viel geschehen. Das naive Entzücken über unsere eigene Tatkraft hat sich weithin abgekühlt. Wir stellen wieder Überlegungen an. Wie sollten wir uns nicht auch über den Leit- und Grundsatz der Menschenwürde Gedanken machen?

Gewiß, so scheint mir wenigstens, sollte Menschenwürde für uns mehr sein als ein Begriff und dessen Definition (denn sie sollte ja gelebt und durch Leben verwirklicht werden). Trotzdem möchte ich sagen: sie sollte uns *auch* ein Begriff und damit genauer definiert sein. Ich habe nämlich den Verdacht, daß ein Grundsatz ohne Eingrenzung, unverfestigt und nur in allgemeinen Empfindungen dahintreibend, bald nach Belieben verformbar wird: er ist allen Lebensmächten, Lebenskräften ausgeliefert, er läßt zu jeder Interpretation ein, kann also unterderhand verfremdet, vertauscht, ent-artet, kurz, seiner Identität beraubt werden.

Ich will hier also den Versuch unternehmen, den Begriff Menschenwürde zu untersuchen: seine Herkunft, seinen Gehalt, seine Entwicklung. Dabei bietet sich als sicherster Weg der linguistische an. Erst wenn wir wissen, was uns die Sprache in der Vokabel „Menschenwürde“ anbietet, können wir uns einigermaßen klar werden, worauf wir unsere analytische Aufmerksamkeit zu richten haben.

Also: Menschenwürde ist ein verhältnismäßig junges Kompositum, ein philosophisches Fachwort, in Analogie zu älteren Komposita ähnlicher Art wie Königswürde, Fürstenwürde gebildet.

Nehmen wir zuerst einmal den Partikel „Würde“ aufs Korn. Würde – mit dem

Stammwort Wert – ist eine uralte rein hochsprachliche Vokabel, das heißt, sie wird in der Mundart nicht gebraucht. Sie hat sich schon in früher, in karolingischer Zeit im Gefolge der lateinischen Dignitas in unserer Schriftsprache ausgebreitet. Wie wir ja wissen, gedieh die Schriftlichkeit in unserem Raum unter der Patenschaft des Lateinischen, vor allem in Dokumenten, in theologischen oder politischen hochoffiziösen Texten. In diesen Texten funktionierten die Vokabeln „dignus“ und „dignitas“, würdig und Würde, als gern gebrauchte, gleichsam ornamentale Versatzstücke. Als solche feste, formelhafte, nahezu obligatorische Teile gingen sie auch in unsere Sprache ein. Auch in hochmittelalterlicher Ritterdichtung ist von Würde gern und oft die Rede. Natürlich wird sie dem Ritter zugeschrieben, dem Fürsten, dem König, mit einem Wort der Standesperson. Ohne Ansehen ihrer moralischen Qualität, hat die Standesperson – Würde. Doch bald genügt einfache Würde nicht mehr, man verstärkt sie zu Wert und Würde; dann: Ehr, Wert und Würde; dann: Zier, Ehr, Wert und Würde; man trägt immer stärker und stärker auf und landet schließlich bei: Zier, Amt, Ehr, Wert und Würde.

Ein bombastisches Wortgeklengel. Der Aussagewert der einzelnen Vokabel geht unter in Theaterdonner. Etwas Ruhmrediges, Übertriebenes ist dabei im Spiel oder etwas Speichelleckerisch-Serviles. Das geht so weiter, jahrhundertlang und solange die feudale Gesellschaftsordnung unbestritten bleibt: Oben sitzen die Mächtigen, mit Würde geziert und mit Würden überhäuft, unten die namen- und würdelose Masse des Volkes. Dazwischen eine tiefe Kluft.

Wir sehen: der Start des Wortes „Würde“ in unserem Sprachraum ist nicht allzu günstig.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kündigt sich ein Bedeutungswandel an, genauer gesagt: eine Bedeutungserweiterung. Man erkennt allmählich, daß Amt und Rang einerseits und Würde andererseits nicht unbedingt gekoppelt sind; daß Amtsgewaltige und Würdenträger nicht schon eo ipso Würde haben. Schiller hat das sehr schön formuliert: „Wie die Säule des Lichts auf des Baches Welle sich spiegelt, / so beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen, / nicht der Mensch, nur der Platz, den er durchwandelt, erglänzt.“

Indessen ist freilich etwas Wichtiges, Grundsätzliches geschehen. Die kompakte, feudalistisch gestufte Pyramide der alten Gesellschaftsordnung hat sich angeschickt, in die Vielheit der sie konstituierenden Individuen zu zerfallen. Die so lange gewahrte Vertikale beginnt sich in die Horizontale zu ergießen und reißt auch den Begriff „Würde“ mit sich.

Zwar hat die Kirche schon lange die prinzipielle Gleichheit der Menschen postuliert und davon gesprochen, daß alle Menschen, vorab alle Getauften, Träger der Ebenbildlichkeit Gottes und als Erlöste Träger einer ganz spezifischen Würde seien. Doch die theologische Erkenntnis blieb Theorie, sie blieb in einer von der gesellschaftlichen Wirklichkeit isolierten Dimension stehen und konnte von dort her nur sporadische Wirkung ausüben.

Nun geht die Welt auf ihre Weise daran, die theologisch längst statuierte Gleichheit von neuem zu entdecken. Der Begriff Würde verliert seine massive Materialität und den Charakter des Privilegs. Hatte sie zuvor wie als prunkende Krone auf dem Haupt des Königs gesessen, als goldene Kette auf der Brust des Amtsgewaltigen, als edles Geschmeide an dem Hals der adeligen Dame gelegen, verwandelt sie sich jetzt in eine Unzahl kleiner unscheinbarer Zeichen, die in alle Welt hinausschwärmen. Sie heftet sich an den Rock des Bürgers, an den Arbeitskittel des Bauern, ja, selbst an die nackte Brust des Wilden, denn sie alle, die Unzähligen, sind Menschen und haben Rechte, sie alle haben Würde: Zum ersten Mal spricht man von Menschenwürde.

Kant definiert den Begriff in seiner „Kritik der praktischen Vernunft“: „Sittlichkeit und Menschheit ist dasjenige, was allein Würde hat. Geschicklichkeit und Fleiß haben einen Marktpreis, Witz, Einbildungskraft und Laune einen Affektionspreis. Aber Treue im Versprechen, Wohlwollen in den Grundsätzen (nicht aus Instinkt) haben einen inneren Wert. Nur der Mensch als Subjekt der moralisch praktischen Vernunft ist über jeden Preis erhaben.“ Nur er hat Würde.

So formuliert die Philosophie Wohldurchdachtes, und man möchte denken: unangreifbar bis auf weiteres. Aber kaum hat der Meister diese Definition unter Dach und Fach gebracht und sozusagen in den sicheren Tresor eines unumstößlichen Ergebnisses eingeschlossen, kommt schon der Schüler, um den Fund von hinten zu entwenden. Der Kantianer Schiller ist es, der ihn herausholt und zur Wechselbank trägt, um ihn in individuell-ästhetische Währung umzutauschen. In seinem Gedicht „An die Künstler“ heißt es: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, / bewahret sie! Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben.“ Und an anderer Stelle: „Beherrschung der Triebe ist Geistesfreiheit – und ihr Ausdruck ist Würde.“ Ihr Ausdruck nur?

So schleicht sich eine neue Nuance ein. Der Dichter Schiller kann offenbar nicht aus seiner Haut und schlägt dem kantianischen Denker, dem strengen Moralisten Schiller ein Schnippchen. Er schmuggelt in den von Kant allgemein-menschheitlich, typologisch definierten Begriff eine ästhetische, phänomenologische Komponente. Und was Kant abwertend den Affektionspreis nannte, nämlich „Witz, Einbildungskraft, Laune“, das Schöne also, das Anmutige, Gefällige, Imposante, Entzückende, gerade das unterläuft bei Schiller den „über jeden Preis erhabenen Wert des Menschen als Subjekt moralisch-praktischer Vernunft“, also den (einzig klassischen) Begriff der Menschenwürde.

Und so formuliert Schiller folgerichtig mit deutlicher Herablassung gegen die „gemeine“ (will heißen allgemeine) „Natur“ des Menschen: „Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.“ Oder: „Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze. / Bilde Schönes. Du streust Keime der göttlichen aus.“ Oder schon unüberhörbar bedrohlich: „Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe. / Aber durch wenige nur pflanzt die Menschheit sich fort. / Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringt kaum einer Früchte; zum Element kehren die meisten zurück. / Aber entfaltet sich nur Einer, einer allein streut eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.“

Schon in diesen wenigen Zitaten ist der tragische Weg des Begriffs Menschenwürde durch ein Jahrhundert kürzelhaft vorweggenommen. Kaum gebildet und zu einigem Umriss gelangt, wird er von ästhetischem Titanismus von neuem verschüttet. Eine neue Aristokratie meldet sich an. Die neue Elite pocht nicht mehr auf Macht und Rang, dafür auf Begabung und Genie. Letzte makabre Ausformung dieser Entwicklung: Hitler überzieht die Welt mit Krieg, um sich als „der Eine“, das millenäre Genie, als der größte Künstler zu entfalten. In schrecklicher Konsequenz verfügt er, daß alles, was ihm an der „Gattung“ nicht genehm ist, „zum Element“ zurückkehren, zu Staub zu verfallen habe, am Ende sogar sein eigenes, seiner, Hitlers, „unwürdig“ gewordene Volk.

Wir rekapitulieren: In unserer Sprache fährt die Vokabel Würde auf drei, genauer auf vier Geleisen: 1. auf dem alten ausgefahrenen im Sinn von Amt und Rang; 2. auf dem Geleise, auf das sie die Philosophie der Aufklärung und vor allem Kant gewiesen haben, als menscheitstypisches Charakteristikum; 3. in Richtung persönlicher Ausstrahlung, persönlicher Leistung und Einzigartigkeit; 4. auf einem Nebengeleise von Schmalspurbreite, ironisch gemeint: Würde als Schwerfälligkeit, Steifheit, als popanzisches Betragen.

Wir sehen: der Bedeutungsfächer unserer Vokabel wächst und schillert in allen möglichen Farben. Ihr Aussagewert ist fragwürdig. Woher mag das kommen?

Wir müssen hier noch einmal zurück zu den Anfängen und nach den Modalitäten fragen, unter denen sich die Vokabel in den Sprachgebrauch Eingang verschaffte.

Wir hatten zu konstatieren, daß sich „Würde“ in Gefolgschaft der lateinischen „dignitas“ in offiziellen Dokumenten durchsetzte. Nun aber war diese lateinische Vokabel bereits in der Spätantike zu einem dekorativen Versatzstück offiziöser Sprache vernutzt worden. Ihr Aussagewert hatte darunter gelitten, daß sie sich dem Genetivobjekt, das dem Adjektiv „dignus“ noch eng verbunden war, entfremdet hatte. Die übersetzte Vokabel „Würde“ streift das Genetivobjekt vollends und damit auch jede konzise Beziehung ab. Diese Isolation ist der Vokabel nicht gut bekommen. Sie ruft in uns keine präzise Vorstellung hervor, es sei denn, sie tauchte auf dem Hintergrund eines festen Wertsystems auf und werde von diesem konturiert.

Was damit gemeint ist, kann an dem Adjektiv „würdig“ leicht erklärt werden. Es kann noch als echtes Relationswort gebraucht werden. Es neigt zwar genau wie das Substantiv „Würde“ dazu, sich rein dekorativ verwenden zu lassen; darum wimmelt es auch in der deutschen Dichtung von „würdigen“ Greisen, „würdigen“ Geistlichen, „würdigen“ Festlichkeiten. Aber daneben heißt es doch immer wieder: Ich bin deiner würdig, er ist meiner würdig, jemand ist lobenswürdig, würdig, ein Amt zu verwalten – oder tadelnswürdig, strafwürdig, in den schlimmsten Fällen todeswürdig, weil nichtswürdig. Das Adjektiv nimmt also genaues Maß, nach oben, nach unten, es ist auf eine jeweilig ganz bestimmte, im Kontext fixierte Wertmarke eingestellt und segelt nicht nur als vage Größe durch unsere Sprache.

Von den verschiedenen Bedeutungen der Vokabel „Würde“ kann uns in diesem

Zusammenhang nur die interessieren, die sie als menschheitstypisches Charakteristikum begreift: Jedes menschliche Individuum hat als solches Würde, eben Menschenwürde.

Es hat also einen Wert, und der Wert besteht ganz offenkundig in keiner anderen seiner Eigenschaften als in seinem Menschsein. Das aber führt unweigerlich zu der Frage, was denn der Mensch überhaupt sei. Auf diese Frage antwortet die Anthropologie.

Entzauberung des Menschen

Die Anthropologie ist eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Ihre Anfänge (und das ist bezeichnend) reichen in das Zeitalter der Aufklärung zurück, genau in jenes Zeitalter also, das den Begriff der Menschenwürde abseits der Theologie konstituierte.

Auch Kant, obwohl nie aus seiner engsten Heimat hinausgekommen, hat sich mit beschreibender Anthropologie beschäftigt. Ihn reizte offenbar der Mensch, wo immer er anzutreffen war. Eins schien ihm und – cum grano salis – der ganzen europäischen Aufklärung unerschütterlich festzustehen: Der Mensch ist als Subjekt der reinen und der praktischen Vernunft wesenhaft frei; wo er auch lebe, in welche Umstände er auch gestellt sei, er ist für sein Handeln verantwortlich, und er ist deutlich abgegrenzt gegen die unvernünftige, unfreie, dumpfe Natur.

Somit steht er inmitten der Schöpfung auf einsamer Höhe. So ist das Bild des Menschen durch die Aufklärung konturiert. Und in der Tat: einem solchen Wesen stand es wohl zu, seinen Kopf hoch zu tragen und seine Augen zu den Sternen zu erheben. Doch wie lange konnte dieser Moment stolzer Selbstbejahung durchgehalten werden?

Schon zu gleicher Zeit waren ganz andere Kräfte am Werk. Sie befaßten sich vorerst einmal mit der weit unter das Menschenbild eingestuft, dumpf vernunftlosen Natur, mit dem Pflanzen- und Tierreich. Linné stellt seine Systeme auf. Georg Forster vertweist auf die prägende Kraft der Umwelt. Lamarck bringt die Diskussion um die Vererbungslehre in Gang. Aber noch immer schirmt man sich – mühsam genug – von jedem Analogieschluß ab, der die eigene Natur und die eigene Abstammung betreffen könnte. Eine kleine Weile noch wird dem strahlenden Bild des *Homo sapiens* Duldung gewährt.

1831 sticht *Darwin* auf der *Beagle* in See. Noch einmal dauert es 28 Jahre, bis das Werk über die Entstehung der Arten erscheint – 28 Jahre, von denen Darwin vier bei der Erforschung der Rankenfußkrebse versäumt, als wollte er der menschlichen Gattung und ihren Illusionen über sich selbst eine letzte und allerletzte Schonzeit gewinnen.

Darwin hatte nicht ohne Grund gezögert. Der Sturm der Entrüstung, der gegen ihn losbrach, war weltweit. Seine Lehre von der Phylogenese des Menschen aus tierischem Stamm paßte so gar nicht zu dem hochgestochenen Bild, das die Philosophie der Auf-

klärung umrissen, das von der klassischen Dichtung in das allgemeine Bewußtsein geprägt, das sogar noch von der Romantik bestätigt worden war. Die Krone der Schöpfung war plötzlich ihres Glanzes beraubt, ihrer nahezu göttlichen Magie entkleidet. Doch was nutzten Trauer und Empörung? Darwin hatte die besseren Argumente. Seine Lehre eroberte sich auch den letzten Winkel unseres Kontinents (zuletzt sogar den Vatikan).

Mit einer Art masochistischer Befriedigung insistiert der aufgeklärte Bildungsträger des späten neunzehnten Jahrhunderts darauf, von Affen oder affenähnlichen Primaten abzustammen. Er will nichts anderes sein als das intelligente, „das unbekannte Tier“, wie Nietzsche den Menschen nennt und ihn damit in eine Aura des Unheimlichen, des Bedrohlichen taucht. Das Vertrauen des Menschen zu sich selbst beginnt zu schwinden. Es fehlt nicht an Stimmen, die das Spezifisch-Menschliche, das hochentwickelte Bewußtsein verdammen, die Intelligenz verteuflern und „die Krone der Schöpfung“ für ein Epiphänomen innerhalb der Natur, für eine krankhafte Wucherung erklären.

Dem biologisch-phylogenetischen Erdrutsch folgt bald ein zweiter auf dem Gebiet der Soziologie. *Marx* rollt das Problem des Menschen von seiner ökonomisch-funktionalen Seite auf. Er verspricht zwar am Ende der Zeiten, in der klassenlosen Gesellschaft, die Restitution des Menschen in seiner vollen, ungebrochenen Menschlichkeit. Doch er leugnet, daß der Mensch in seiner historischen Gestalt als frei handelndes, intelligibles Einzelwesen anzusprechen sei. Ökonomische Kollektivschicksale haben seinen Subjektcharakter aufgesogen und sein Verhalten bestimmt. Die Geschichte verwandelt sich in ein riesiges Schlachtfeld zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten. So wird das Selbstverständnis des Menschen noch einmal erschüttert. Alles, worauf bislang sein Stolz beruhte, die Leistungen der Kulturen und Religionen, wird als Effekt eines teuflisch ausgeklügelten Systems entlarvt und als Fallstrick der Ausbeuter denunziert. Das Numinose wird moralisch vernichtet und seine Verehrung als Opiat verdammt.

Ein weiterer Erdrutsch also. Was ist aus dem Menschen geworden? Seine Vergangenheit bietet ihm nichts mehr an, woran er sein erschüttertes Selbstvertrauen heften könnte. Aber vielleicht wird ihm die Zukunft zu Hilfe kommen? Technischer Fortschritt auf der einen, Revolution auf der anderen Seite leuchten ihm als Leuchtfeuer der Hoffnung.

Unterdessen wird eine neue anthropologische Disziplin entwickelt, eine Lehre von ungeheurer Brisanz. Soziologie und Phylogenetik hatten sich mit dem Menschen als Typus beschäftigt. Die Psychoanalyse beschäftigt sich mit dem Individuum. Sie nimmt das menschliche Einzelwesen aufs Korn.

Freud entdeckt den Mechanismus der Triebe, den Apparat der Verdrängungen und Sublimationen. Er zeigt das wesenhafte Ausgeliefertsein der bewußten Person an Unerkanntes, ja Unerkennbares. Bislang glaubte das menschliche Ich wenigstens noch über eine einzige Sicherheit zu verfügen, nämlich seiner selbst gewiß zu sein. Nun demonstriert ihm die neue Lehre, daß er nur ein winziges Stück seiner selbst kennt,

nur den Gipfel eines schwimmenden Eisbergs, dessen Masse in dunkler Tiefe dahintreibt. Freud lädt seine Hörer und Leser dazu ein, in diese Tiefe abzusteigen. Erstaunen und Entsetzen sind der Effekt, denn da wimmelt es von Ungeheuern, blutrünstigen Mordgedanken und dem tausendarmigen Polypen eines übermächtigen Geschlechtstriebes.

Was konnte angesichts dieser schockierenden Tiefseefauna vom Menschenbild der Aufklärung übrigbleiben, was von seiner Würde als Subjekt moralisch-praktischer Vernunft? Sie schmolz zu einem der Wunschbilder zusammen, das ein drohendes Überich unserem überforderten Verdrängungsapparat abverlangt.

Aber schreiten wir weiter in unserem Jahrhundert: die Informationen, die der Mensch über sich selbst erlangt, vermehren sich in geometrischer Reihe. Die organische Chemie verbündet sich mit der Biologie: Gemeinsam dringen sie in den menschlichen Körper ein, um in seinen feinsten Strukturen die Gesetzlichkeit seiner Reaktionen aufzufinden und diese Reaktionen womöglich zu manipulieren. Die Einmaligkeit der Person, das Geheimnis der Individualität wird als Effekt einer bestimmten Molekularanordnung in den Genen erkannt. Die Idee der Freiheit schwindet unter dem Druck biologischer Determinismen dahin.

Ist die Entzauberung des Menschen perfekt? Und perfekt gerade durch die bewunderungswürdigsten Anstrengungen, die großartigsten Erkenntnisse des menschlichen Geistes?

So bleibt noch die Frage an die *Kunst*, der Schiller zutraut, daß des Menschen Würde in ihre Hand gegeben sei. Aber auch hier öffnet sich uns nur eine zur Wehmut stimmende Perspektive.

Erst in kleinen, kaum merklichen Schritten, dann aber in immer deutlicheren gezielten Vorstößen haben die Künste, fallweise im Gefolge der Wissenschaft, fallweise als deren Vorreiter, an der Desillusionierung des Menschenbilds teilgenommen. Und war es denn nicht auch nötig und richtig, das ruhmredige Lügengebäude des Menschen über sich selbst abzutragen? Abzuschalten den öden Theaterdonner, mit dem der Mensch sich selbst vortrug, Schluß zu machen mit dem schonenden Gesäusel, mit dem er sich selbst verwöhnte?

Aber die Phrase des schönen Freimuts, der zutraulich bekennerischen Wahrhaftigkeit schlug um in eine andere Phase, nämlich in die der Lust an der Enthüllung, ja, der Besessenheit selbstzerstörerischer Aggressivität.

Es ist schwer zu entscheiden, wann der Umschlag erfolgte. Daß das Gesicht des Menschen aus der bildenden Kunst verschwand, war sicher ein deutliches vorwarnendes Symptom. Es verschwand etwa zu gleicher Zeit, als für den Begriff der Menschenwürde ein weltweiter Krieg gegen Hitlerdeutschland geführt wurde; und sein Verschwinden wurde auch in unserem Sprachraum genau in jenen Jahrzehnten nachgeholt, als der Grundsatz der Menschenwürde in Verfassung und politischer Publizistik unbestrittenes Postulat Nr. 1 war.

Als dann, vor etwa anderthalb Jahrzehnten, Gesicht und Gestalt des Menschen

in die bildende Kunst wieder zurückkehrten, hatten sie sich erschreckend verändert. Die Deformation war offenkundig zur Voraussetzung geworden. Das reißende Raubtier, die im Schlamm suhlende Sau waren noch als freundliche Auslegungen zu registrieren. Das Menschenbild hatte sich vielfach auf Bündel zuckender Nerven, kotquellender Eingeweide, ineinander verknotteter Geschlechtsorgane reduziert.

Das breite Publikum reagierte erst angewidert, dann ratlos, schließlich gleichgültig. Es wurde oft genug mit dem Vorwurf konfrontiert, daß sein Urteil ohnehin nichts taue, daß es kurzschlüssig, engherzig, den wahren Werten gegenüber taub, blind und stumpfsinnig sei. Mochte es sich in politischen, wirtschaftlichen, gesetzgeberischen Belangen auch im demokratischen Staat als Entscheidungsträger und Souverän begreifen: im ästhetischen Bereich hatte es sich dem Urteil einer kleinen Elite zu fügen.

Die kleine Elite war um Urteile und Interpretationen nicht verlegen. Mit großer, ja bewunderungswürdiger Beredtsamkeit wurden die Engramme des Schreckens als Funde angepriesen, die die wahre Natur des Menschen teils enthüllen, teils auch wieder heilen sollten. Denn von den Bildern der Monstren sollte heilsamer Schock ausgehen, und mit der schonungslosen Entlarvung die Bekehrung zu einer besseren, gerechteren und menschenwürdigeren Weltordnung eingeleitet werden.

Gewiß war vielen dieser Interpretationen ein gewisser Feingehalt an Wahrheit nicht abzustreiten. Aber die epidemische Ausbreitung des Monströsen war dadurch nicht mehr abzudecken. Der Brustton der Überzeugung, der anfangs und im einzelnen signifikanten Fall noch glaubwürdig geklungen und überwältigend beeindruckt hatte, war langsam abgenützt und in eine überanstrengte Fistelstimme umgekippt – oder er war ganz verstummt. Der vorgegebene höhere Zweck wurde von Tag zu Tag unglaublicher. Die sogenannte Entlarvung entlarvte sich selbst als Gag oder Mode oder (besten- und schlimmstenfalls) als die kompliziert instrumentierte Selbstauflösung eines Wesens, das sich zwar immer noch Mensch nennt, aber allem, was man früher unter Würde verstand, längst aufgekündigt hat.

Zwar leben wir in einem System, das sich hütet, das Leitbild, den Leitsatz der Menschenwürde verbal in Frage zu stellen. Denn sie gilt nach wie vor für die Quelle der Menschenrechte. Auf Rechte zu insistieren haben wir gelernt und haben gelernt, kritisch wachsam um uns zu blicken, ob sich nicht irgendwo ein weiterer Zuwachs an Rechten anpeilen ließe. Diese Wachsamkeit hält unsere Gesellschaft in Bewegung. Ein Zuwachs an Standard, Komfort und Eigentum scheint uns nur natürlich. Dabei greifen wir gerne auf eine Vokabel zurück: sie heißt „menschenwürdig“. Unsere Umwelt, so heißt es, habe menschenwürdig zu sein. Doch die Bedeutung dieser Forderung ist dehnbar. Was uns vorgestern oder gar kurz nach dem Krieg als durchaus tragbar, ja sogar angenehm, also menschenwürdig schien, ist uns schon gestern suspekt geworden; woran wir uns gestern noch erfreuten, scheint uns heute schon unzumutbar. Was unser würdig ist, bestimmt nicht unser Selbstgefühl, sondern unser wachsendes zivilisatorisches Selbstbewußtsein. Nicht wir, sondern der Stand unserer Zivilisation liefert den Maßstab. Droht dem Begriff der Menschenwürde im Kantischen Sinn, diesem

ohnehin so zerbrechlichen, so vielen Anfechtungen und Verschattungen ausgesetzten Begriff, nicht von dieser Seite eine neue Gefahr, als ob Menschenwürde nur vor zivilisatorisch und materiell perfektem Background verwirklicht werden könnte?

Erinnern wir uns noch einmal an den ersten Satz des Artikels 1 im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland: Die Menschenwürde ist unantastbar. Dieser Satz könnte uns wehmütig stimmen. Denn weder können wir angeben, was der Mensch, geschweige denn seine Würde ist, noch ist uns die Vorstellung von Unantastbarkeit nachvollziehbar. Es gibt nichts für uns, das uns nicht antastbar geworden wäre, nichts, zu dessen Betastung wir nicht eingeladen, ja gedrängt würden. Die totale Banalisierung kennt kein Tabu. Die private Zone wurde von einem plötzlich aufbrechenden Exhibitionismus bis in ihre letzten Schlupfwinkel aufgestöbert, die Figur persönlicher Ehre (früher oft als Synonym für Menschenwürde begriffen) als reaktionärer Plunder von der Szene gekehrt. Ein letzter Widerstand wird geleistet, um menschenmordender Aggressivität zu wehren. Doch ist auch dieser Widerstand schon unglaublich geworden: zu gründlich werden wir tagtäglich und fast stündlich mit der grausamen Sensation, mit den Reizen blutiger Ausschreitungen, verbrecherischer Exzesse und Perversionen konfrontiert. Worauf will dieses Angebot hinaus, wenn es nicht damit rechnet, in uns selbst eine untergründige Zustimmung, ein Echo der Lust zu finden?

Was hat es also noch für einen Sinn, von Menschenwürde zu reden?

Restituierung der Menschenwürde durch die Gesellschaft?

Halt! wird man hier zurufen. Halt! Noch darf diese Frage nicht gestellt werden. Noch ist die Szenerie nicht ausgeleuchtet. Wo bleibt das Anliegen der *Neuen Linken*? Sie setzt sich für die Restituierung der Menschenwürde ein. Von ihr geht eine säkulare Wende aus.

Gewiß: Parallel zur Selbstentlarvung und Selbstverstörung des Menschen in den bildenden Künsten, in Musik und Literatur – und in starker Wechselwirkung gerade mit deren radikalsten Formen – hat sich eine neue Bewegung gebildet, die neue Hoffnungen, neue Ziele, neue Zukunftserwartungen auf ihre Fahnen geschrieben hat. Ihrer heftigen Absage an die bestehende Welt entspricht ein emphatisches Reden von einer neuen Ordnung, von einem neuen Menschen. Die Vokabel Utopie, bis vor kurzem, bedeutungsgleich mit Phantastik, Lüge, Wolkenkuckucksheim, ja Irrsinn, changiert plötzlich zu Plan, Ziel und verpflichtendem Entwurf.

Der Glaube an die fast unbegrenzte Veränderbarkeit des Menschen durch Einsicht, Lehre und Erziehung erfaßt unzählige Köpfe und Herzen. Dieser Glaube scheint nach hundertjährigem Dornröschenschlaf geradewegs aus den Köpfen und Herzen der aufklärerischen Urururgroßväter in die Köpfe und Herzen einer Jugend transplantiert, die unterdessen über ein technisches Arsenal verfügt, das sie um so mehr in diesem Glauben bestärkt. Es tritt ein Klimawechsel ein höchst unerwarteter Art, eine unvermutete, un-

vermutbare geistige Konstellation über einem starken emotionalen Schub. Denn die Weite und Kühnheit der Pläne, Hoffnungen und Erwartungen sind nicht mehr rational, sind nur noch als irrationale, aus unbewußten Motiven gespeiste Bewegungen zu erklären.

Das äußere Bild ist freilich anders: es posiert auf Wissenschaftlichkeit, auf Transparenz, Systematik, Diskussion. Aber das Unverhältnismäßige der Reaktionen spricht eine andere Sprache. Da erheben sich Stimmen, die über die Veränderung der Gesellschaft die Veränderung der Erde, der ganzen Natur in Aussicht stellen: Leid, Schmerz, ja sogar der Tod werden für aufhebbar gehalten. Ein endzeitlicher Paradieszustand, in dem die politische Geschichte erlöschen, der Staat sich selbst aufheben, die Individuation abgebaut werden und eine globale Ununterscheidbarkeit aller Länder, Kulturen, Sitten eintreten sollen, wird als Sinn und Ziel aller humanen Entwicklung postuliert.

Sicher schuldet sich die Menschheit von Zeit zu Zeit das Abenteuer ungeheurer Träume, und sicher träumt auch der Utopist neuester Provenienz nicht um sehr viel kühner als sein aufklärerisch enthusiastischer Vorfahr Ende des 18. oder Mitte des 19. Jahrhunderts. Auch er träumt vermutlich von einem glücklichen, mit sich selbst identischen, seiner selbst würdigen Menschen (was immer das auch heißen möge); der letzte, fernste Zielpunkt seiner utopischen Sehnsüchte ist die Projektion seiner selbst in ein durch und durch menschenwürdiges, den Menschen würdiges Dasein. Freilich: was er sonst weiß von diesem Menschen, d. h. von sich, ermutigt ihn wenig und ist eher danach angetan, alle Hoffnungen auf ihn herabzustimmen; denn durch Freud hat er von der Abgründigkeit der menschlichen Seele erfahren; von seiten der Naturwissenschaft bedrängt ihn die tierische Herkunft des *Homo sapiens* samt dessen Verhaltensmuster, seine biochemische Manipulierbarkeit, seine absolute Bedeutungslosigkeit im Kosmos; von seiten der Künste wird ihm die Monstrosität und Geworfenheit des Menschen dargetan. Wie schön ist es dann und wie tröstlich, sich aus der Bedrängnis durch so viel Realitäten in das Begriffsgebäude der Soziallehre zu retten, in das hermetische Spiegelkabinett erdachter Perspektiven, in den Garten unbeschränkter Hoffnungen?!

Hier, nur hier ist das Substrat auffindbar, in dem der alte Adam gerettet werden kann. Denn: ist der Mensch nicht per se zu retten, so soll er doch wenigstens durch einen anderen an Land gezogen werden können.

Dieses andere ist die Gesellschaft. Ist sie geheilt, wird auch das Individuum wieder heil und schön, es wird wieder glücklich und frei sein. Revolutionäre Manipulationen an ihrem Körper sollen den einzelnen in jenes Kantische „Subjekt reiner und praktischer Vernunft“ verwandeln, als das er „über jeden Preis erhaben“ „Treue im Versprechen, Wohlwollen in den Grundsätzen“ und den ganzen Kanon kategorischer Imperative erfüllen wird. Die vollkommene Gesellschaft wird den vollkommenen Menschen hervorbringen. Sie ist das Medium des Heils, das nicht nur Erlösung spendet, sondern diese Erlösung auch weltweit stabilisiert.

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß sich hier religiöse chiliastische Vorstellungen

eingebildet haben. Der Schwund kirchenreligiöser Substanz in unserer Zeit wird durch das Heraufziehen und Hervorquellen freigesetzter, oft chaotisch konturloser Irrationalismen aufgewogen. Einer davon hat sich in utopischen Soziallehren etwas wie eine Heimstatt gewonnen. Von hier aus erfolgt eine Art neuer Erhellung der von so vielen Seiten her verdunkelten Menschenwürde. Für wie lange?

Wurzeln der Menschenwürde

Was uns die Idee der Menschenwürde immer noch anempfiehlt, scheint mir in seinem Kern etwas recht Einfaches zu sein. Es hat nicht so viel mit dem Selbstverständnis als mit dem Lebensgefühl der menschlichen Monade zu tun. Es ist weniger ein philosophisches oder moralisches Postulat als ein Effekt der Lebensangst, die jede menschliche Kreatur erfüllt.

Jeder Mensch ist sich selbst ein Wert, wenn vielleicht auch nicht der höchste Wert, so doch der einzig konstante, der vom Erwachen des Bewußtseins bis zum Tod mit sich selbst identisch bleibt. Jeder Mensch ist sich selbst kostbar. Er erlebt sich als unvertauschbar, und er erlebt sich als verletzlich. Sein ganzes Leben lang fürchtet er sich vor Verletzung. Verletzung kann erfolgen durch Krankheit, Unfall, Tod. Sie kann aber auch durch andere Menschen erfolgen. Gegen sie ist Abwehr nicht immer möglich. So wird eine andere Reaktion versucht. Der – möglicherweise gefährliche – Mitmensch wird zu mitmenschlicher Phantasie aufgefordert. Ihm wird anheimgestellt zu bedenken, daß auch er sich selbst kostbar, unvertauschbar und einzig, daß auch er verletzlich ist. Ihm wird der Analogieschluß nahegelegt, daß, wenn er verletzt, auch er verletzt werden kann.

Ich möchte diesen Komplex aus bewußten und unbewußten Motiven und Verhaltensmustern einen Reaktionssatz nennen. Obwohl in sich selbst schon gegliedert, bildet er doch eine Einheit, ein Quantum, ein letztes Konstruktionselement innerhalb unseres sozialen Lebens. Er geht zurück auf uralte Erfahrung, auf längst eingespielte Übereinkunft, er kennt keine prinzipielle Eingrenzung auf eine wie immer geartete Gruppe, Familie, Stamm, Volk, Rasse. Der Kontext des gesellschaftlichen Lebens ist sicher aus einer ganzen Reihe solcher Reaktionssätze zusammengesetzt. Doch dieser eine scheint mir primär, er scheint mir grundlegend und deshalb auch der wichtigste zu sein.

Ihn spricht das Christentum an mit seinem Gebot der Nächstenliebe: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, halte also deinen Nächsten für einen Wert, wie du dich selbst für einen Wert hältst. Das Gebot stellt keine Bedingungen, keine Eingrenzungen für den Begriff des Nächsten. Es schließt auch und vor allem denjenigen ein, der seine eigenen Interessen nicht wahrzunehmen vermag: den Mann, „der unter die Räuber fiel“, das Kind, den Alten, den Kranken. Die Situation des Hilflosen zeigt die prinzipielle Bedrohung des Lebens mit besonderer Eindringlichkeit. In der Gefährdung

des einen wird die Gefährdung aller anderen sichtbar. Damit müßte der Reaktionssatz des einzelnen zu intensiverer Betätigung angereizt werden. Die Sprache nennt das, weise und vielerfahren: Mitleid, und wenn Mitleid aktiv wird: Barmherzigkeit. Barmherzigkeit und Menschenwürde sind zueinander korrelativ.

Ich fasse zusammen: Die anspruchsvolle Vokabel Menschenwürde aus der Schublade der idealistischen Philosophie hat sich im Mahlwerk der Realität als unzureichend, weil zu anfällig erwiesen. Sie hatte, von der Aufklärung aufgestellt, den Befund zeitgenössischer Anthropologie zur Voraussetzung. Bei laufend veränderten Befunden verlor der Begriff Menschenwürde seinen Inhalt.

Trotzdem wurde er als Wunschbild festgehalten und um so heftiger verteidigt, als sich unter seinem Dach (berechtigter) Egoismus und (begründete) Lebensangst abgesichert und geborgen glaubten. Nichtsdestoweniger hat uns der Grundsatz von der Unantastbarkeit der Menschenwürde nicht daran gehindert, das Bild des Menschen in uns zu verheeren.

Es schien mir nun richtig, eine Korrektur in Richtung größerer Sachlichkeit zu versuchen und die Grundfläche, auf der wir unser soziales Leben aufbauen, genauer auszuleuchten. Statt von der Unantastbarkeit der Menschenwürde zu sprechen, würde ich eine andere, bescheidenere Formulierung vorschlagen, etwa: Für den Menschen ist der Wert des Menschen unbestreitbar. Wer den Wert des Menschen in Frage stellt, verstößt gegen ein vitales Interesse, gegen eigenes und fremdes.

Wir haben feststellen müssen, daß die Vokabel Würde keinen genauen Inhalt hat, daß sie ein Füll- und Schmuckwort ist, daß sie erst aus einem erweiterten Kontext eine präzise Aussage leisten kann, dann nämlich, wenn Würde heißt würdig sein, würdig sein einer Sache, die sich als solche bezeichnen läßt. Die Würde des Menschen als Würde seiner selbst scheiterte an der rückbezüglichen Wertigkeit, d. h. an der im Lauf der Zeit gleitenden Wertmarke von der Krone der Schöpfung bis zum Auswurf der Natur, vom Halbgott zum Untertier.

Nur ein Wert, der über dem Menschen und seinen Eigenbefunden und der außerhalb seiner Verfügung steht, könnte dem Menschen auf die Dauer Würde verleihen. Dann erst könnte er ja versuchen, jenes Wertes würdig zu werden, er könnte gewürdigt werden, Würde zu haben.

Für mich kann dieser Wert nur Gott heißen. Akzeptieren wir seine Existenz, kann uns um die Würde des Menschen nicht mehr bange sein. Sein unendliches Bewußtsein hat den Menschen und jedes einzelne Individuum von jeher gewußt und wird sie in Ewigkeit erinnern. Sein Wille hat den Menschen und alles Seiende vorgeformt, zugelassen, in einen alles umgreifenden Entwurf einbezogen. Damit teilt der Mensch seine Würde mit allem, was ist. Aber dem Unendlichen gegenüber kann Teilung nicht als Minderung angesehen werden. Vielmehr beschenkt sie uns mit neuer Beheimatung in der uns endlich geschwisterlich eröffneten Natur.

Das ist, allerdings, Bekenntnis, nicht Argument.